

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Bilderbuch für Kinder, enthaltend: eine angenehme Sammlung von Thieren, Pflanzen, Blumen, Früchten, Mineralien, Trachten, und allerhand andern unterrichtenden Gegenständen aus dem Reiche der Natur, ...

alle nach den besten Originalien gewählt, gestochen, und mit einer kurzen
sowohl, als auch erweiterten wissenschaftlichen, und den
Verstandeskräften eines Kindes angemessenen Erklärung begleitet

Bertuch, Friedrich Justin

Rumburg, 1809

[Vierfüßige Thiere]

[urn:nbn:de:bsz:31-263223](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-263223)



Wier

D
von
lich
und
Aus
E in
Em

Bij
falti
Mit
Ger
auch
Gr
Dim
Ma

ist
hin
und
Flü
ter
150

Ochsen verschiedener Art.

Nro. 1. Der Auerochse.

(Bos urus).

Der Auerochse lebt noch jetzt wild in Pohlen, Lithauen, und Sibirien, ist schwarzbraun von Farbe, und hat am Vordertheile des Leibes schwarze, zottige Haare. Höchst wahrscheinlich stammt unser zahmes Rindvieh von dem Auerochsen ab. Er ist unbändig, und so stark und kühn, daß man Auerochsen in Thierkämpfen mit Löwen und Bären oftmals siegen sah. Aus ihren großen und dicken Hörnern machten die alten nordischen Völker gewöhnlich ihre Lanzenköpfe. Die rothe Farbe setzt sie in Wuth, daher man sie durch einen rothgekleideten Strohnann anzulocken, und sie dann zu fangen, oder zu erlegen pflegt.

Der zahme Ochse.

(Bos taurus).

Unser zahmes Rindvieh, welches, wie gedacht, vom wilden Auerochsen, und dem Bison abstammt, ist über den ganzen Erdboden verbreitet, und gehört wegen seines mannigfaltigen Nutzens unter die wichtigsten, nützlichsten Hausthiere. Sein Fleisch und seine Milch geben uns die mannigfaltigsten Speisen, seine Haut Leder, seine Hörner mancherley Geräthe, sein Mist das beste Düngmittel für den Ackerbau; und außerdem ackert der Ochse auch noch unsere Felder, und zieht unsere Lastwagen, ja in Asien sogar die Staatswagen der Großen. Es giebt ganze Völker, die blos von der Rindviehzucht leben. Gewöhnlich hat das Rindvieh Hörner, allein es giebt in England und Schottland auch welches ohne Hörner. Man findet es von vielerley Farben, als rothbraun, schwarz, weiß, grau, gelb und gefleckt.

Nro. 3. Der Bison.

(Bos bison).

Der Bison lebt wild in großen Heerden in sumpfigen Wäldern von Nordamerika, und ist das größte Landthier der neuen Welt. Er ist braunschwarz von Farbe, und hat den Winter hindurch über den ganzen Leib dickes, langes Haar; im Frühjahr aber wird er am Rücken und Hinterleibe kahl, und behält blos seine ungeheure Mähne an Brust und Nacken. Sein Fleisch ist wohlgeschmeckender, als das von gemeinen Ochsen, und mit den Häuten wird ein starker Handel nach Europa getrieben. Diese Thiere finden sich in so ungeheurer Menge, daß 1500 bis 2000 auf einer Jagd getödtet werden.

 Nro. 4. Der Zebu.

(Bos indicus).

Der Zebu oder Zwergbüffel lebt in Ostindien, ist von der Größe eines halbjährigen Kalbes, hat kleine Hörner, und ist graublau, und schön braungefleckt von Farbe. Auf dem Rücken hat er einen Höcker. Man rechnet ihn zur Rasse der Büffel, und nennt ihn daher den Zwergbüffel.

Nro. 5. Der Büffel.

(Bos Bubalus).

Der Büffel stammt aus Tibet, und lebt im größten Theile von Asien, so wie auch in Ungarn, und Italien zahm, und als Haus- und Lastthier, wo er sehr wichtige Dienste leistet; denn 2 Büffel können eine Last ziehen, die 6 Pferde kaum bewegen würden. Der Büffel hat eine schwarze dünnbehaarte Haut, die ausnehmend dick ist, und sehr starke, plattliegende Hörner. Das Fleisch, so wie auch die Milch, Käse und Butter von Büffeln ist weit schmackhafter, als von unserm gewöhnlichen Rindvieh.

D
nüz
Eck
hoch
tene

Wa
sich
Höf
Hör
tern
Far
schu

schro
Thie
auf
gewo
men
dem
Sib
dicke
Trin

Der Auerochse.

(*Bos urus L. f. bos taurus ferus Blumb.*)

Das Geschlecht des Rindviehes enthält Thiere, welche dem Menschen auf vielfältige Weise nützen. Sie sind gehörnt, und haben nur in dem Unterkiefer acht Schneide- und gar keine Eckzähne. Ihre Hörner — die auch den Weibchen nicht fehlen — sind glatt, inwendig hohl, und nach vorn zu halbmondförmig gebogen. Sie wiederkäuen und haben gespaltene Hufen.

Der Auerochse oder Urochse hat seinen Namen von dem altheutschen Worte Ur, d. i. Wald. Man sieht ihn für den Stammvater des zahmen Rindviehes an, von welchem er sich übrigens in mancher Hinsicht unterscheidet. Er ist größer als der zahme Stier. Seine Höhe beträgt $3\frac{1}{2}$ Elle; die Länge $5\frac{1}{4}$ Elle, und sein Gewicht bisweilen 2000 Pfund. Die Hörner sind kurz, sichelförmig und von schwarzer Farbe. Der Hals ist kurz und stark; Schultern, Genick und Brust sind mit langen krausen Haaren von blauschwarzer Farbe besetzt. Die Farbe des Fells ist beständig, wie überhaupt bey den allermeisten wilden Thieren. Er sieht schwarzfahl aus, und hat mäusefahlfarbene Streifen.

Der Auerochse ist ein furchtbares und grimmiges Thier. Sein Blick verräth Unerfrohenheit und Muth. Im Halse besitzt er eine unglaubliche Stärke, und trägt daher in Thiergefechten gewöhnlich den Sieg davon, denn er nimmt Bären und andere wilde Thiere auf die Hörner, wirft sie über sich in die Höhe, und reißt ihnen den Bauch auf. Außer der gewöhnlichen Nahrung des Rindviehes frisst der Auerochse auch Baumrinden. Mit dem zahmen Rindvieh vermehrt er sich. Er wurde ehemals in Deutschland, in Thüringen, und auf dem Harzwalde angetroffen. Jetzt findet man ihn noch in den polnischen Wäldern und in Sibirien wild. Das Fleisch kann gegessen werden. Sehr nützlich ist die außerordentlich dicke Haut; sie dient vortreflich zu Kollets. Aus den Hörnern verfertigten die Alten Trinkgefäße.

Der zahme Ochse.

(*Bos taurus domesticus*).

Der zahme Ochse, oder vielmehr Stier, ist vornämlich an der schlaffen Haut kenntlich, die ihm an der Kehle hängt. Er kann ganz wohl, ungeachtet aller Verschiedenheit, vom Aurochs abstammen; denn man weiß ja, welche Aenderung die Domestikation bey den Thieren hervorbringt, und welchen Einfluß überdies Futter, Klima, Behandlung und dergleichen auf ihre Größe, Gestalt und Farbe hat. Selbst das zahme Rindvieh ist in dieser Hinsicht sehr verschieden, und theilt sich in zahlreiche Spielarten oder Rassen. Wir bemerken davon nur die vornehmsten.

Das Friesländische Rindvieh hat meist ein rothes Haar, niedrige Füße, und einen langen, breiten und dicken Leib. Gemästete wiegen nicht selten an 12 Centner, und die Kuh giebt zu manchen Zeiten 20 bis 24 Maas Milch des Tages.

Das Schweizerische. Seine Farbe ist mehrentheils schwarz. Der Gestalt nach es groß, lang und hoch.

Das Dänische und Färländische ist dickleibig, hat kurze Füße, und wenig gebogene Hörner. Die Farbe ist theils schwarz und weiß, theils roth und weiß.

Das Polnische ist niedrig von Beinen, hat einen dicken und starken Leib und eine weißliche Farbe.

Das Ungarische ist hochbeinigt, hat weit aus einander stehende Hörner, und eine bläuliche oder ins Fahl fallende Farbe. Letztere beyde Arten können gemästet ein Gewicht von 9 Centnern erlangen.

Außerdem giebt es noch andere, obwohl weniger berühmte Spielarten vom Rindvieh. Man nennt ein Rind gut und schön, wenn es einen kurzen breiten Kopf, lange harthörige Ohren, glatte, starke und mittelmäßig lange Hörner, ein breites und flaches Maul, weit geöffnete Nasenlöcher, schwarze Lippen, einen starken dicken Hals, breite, fleischichte und dicke Schultern, eine große und breite Brust, und einen bis zu den Knien hinabhängenden Schwanz (Wammen) hat. Der Bauch muß groß und hangend, der Rücken gerade, der Schwanz lang und stark behaart, Beine und Schenkel müssen stark, die Klauen breit, und das Haar muß auf dem Leibe dick und weich seyn. Bey der Kuh sieht man vorzüglich darauf, daß sie ein gutes Euter und starke Milchadern habe. Die rothbraune Farbe ist, wie es scheint, die

türliche; und es sollen Kinder von dieser und der schwarzen Farbe vom Ungeziefer nicht so sehr gequält werden, als andere.

Das gewöhnliche deutsche Rindvieh ist etwas kleiner, als die angeführten Rassen. Die Länge beträgt gegen 8 Fuß, und die Höhe etwa $4\frac{1}{2}$ Fuß; doch macht auch hier Behandlung, Futter, und dergleichen einen merklichen Unterschied.

Schönheit, Gewandtheit und Proportion in allen Gliedmaßen, desgleichen Hurligkeit und Lebhaftigkeit, die man am Pferde so bewundert und schätzt, würde man am Rindvieh, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, vergebens suchen. Der ganze Körperbau ist vielmehr unförmlich, und hat fast nichts Gefälliges. Der Blick ist starr, und verräth mehr Dummheit als Klugheit. Alle Wendungen und Bewegungen sind steif; auch der Gang ist plump und ungeschickt. So wenig geistige Talente auch der Stier besitzt, so fehlt es ihm doch nicht an Muth und heimlicher Tücke. Die Kraft, die er in seinem Halse besitzt, ist zu bewundern, und die Stöße, die er mit seiner Stirn und mit den Hörnern anzubringen vermag, sind furchtbar. Die Ruh ist sanfter und weniger stark. Sie zeigt sich träge und still; selten ist sie tückisch und stösig. Außer den Hörnern bedient sich das Rind im Nothfalle auch noch der Hinterbeine zu seiner Vertheidigung. — Der Schlaf dieser Thiere ist leise, und dauert nur kurze Zeit.

Ihre Lebenszeit erstreckt sich kaum auf 30 Jahre. Zwölf Jahre sind sie nur recht nutzbar, und das zwanzigste ist schon drückend für sie; daher man sie auch lange vor diesem Alter zu schlachten pflegt. Man kann das Alter des Rindviehes auch an den Zähnen erkennen. Es finden sich, wie gesagt, nur in der untern Kinnlade 8 Schneide- oder Vorderzähne; die obere ist dafür mit einer harten Haut bedeckt, auf welche die untern Zähne genau passen. Jede Kinnlade hat nun noch außerdem 6 Backenzähne auf jeder Seite; folglich stehen im ganzen Maule 32 Zähne. Das Kalb bringt bey der Geburt nur 4 Zähne mit, bekommt nach 14 Tagen noch zwey, und hat im ersten Vierteljahr alle 8 Vorderzähne. Gegen das Ende des ersten Jahres fallen davon die beyden mittlern aus, werden aber binnen 14 Tagen durch zwey andere ersetzt. Nach etwa 16 Monaten fallen auch die auf die beyden mittlern folgenden zwey Vorderzähne aus, die bald wieder ersetzt werden; im dritten Jahre endlich die vier letzten. Nach 3 Jahren sind alle Milchzähne ausgefallen, und das Thier hat seine gehörigen Schneidezähne, die sich durch ihre geringere Weiße, größere Festigkeit, und dadurch, daß sie enger stehen, von den sogenannten Milchzähnen unterscheiden.

Um gute Zucht zu erhalten, darf man die jungen Kinder nicht mehr bey der Heerde lassen, wenn sie $1\frac{1}{2}$ Jahr alt sind, weil sie sich zu frühzeitig unter einander begatten, wodurch Schwächlinge entstehen. Jungen Stieren läßt man am besten nach 4 Jahren die Paarung zu, und den Kühen nicht vor dem dritten Jahre. Bis zum 9 Jahre ist der Stier zur Be-

gattung tüchtig, dann mästet und schlachtet man ihn lieber. Ein einziger Stier ist hinlänglich eine Heerde von 60 und mehr Kühen zu befruchten; doch ist es besser, ihm nicht so viel zu gestatten. Das Frühjahr ist die gewöhnliche Zeit, wo das Rindvieh sich zu paaren pflegt; manche Kühe empfinden aber auch zu andern Zeiten den Reiz des Geschlechtstriebes. Man hat überdies noch künstliche Mittel, ihn zu erwecken. Dahin gehören z. B. die Gründlinge (Fische aus unsern Gewässern), zerstoßner Hanffamen, oder Hafer mit Salz vermischt, und geröstet. Die Kuh ist 283 bis 285 Tage trächtig. Ein Kalb, das zur Fortzucht dienen (abgesetzt werden) soll, muß 3 Monate an der Mutter saugen. Das dritte, vierte und fünfte Kalb von einer Kuh ist das tauglichste zum Absetzen; auch muß es vor, oder bald nach Weihnachten geboren seyn. Viele Kälber werden geschlachtet, wenn sie 2, 4 bis 6 Wochen gesogen haben. Man kann diese auch mit einem laulichen Getränk von Mehl und Wasser mästen.

In der Schweiz hat man eine eigne Methode, junges Rindvieh aufzuziehen. Sobald nämlich das neugeborne Kalb von der Mutter beleckt ist, nimmt man es ihr, melkt die Kuh und setzt dem Kalbe die Milch in einem irdenen Gefäße vor. Damit es saufen lerne, heugt man ihm das Maul herunter, legt die Hand in die Milch, so daß der Daumen nur unbedeckt bleibt. Fängt nun das Kalb an, am Daumen zu saugen, so senkt man diesen unmerklich tiefer, bis das Maul selbst die Milch berührt, und so saugt oder trinkt das Kalb fort. Man giebt ihm täglich drey mal zu trinken, und wiederholt jenen Kunstgriff so lange, bis das Kalb allein säuft. Drey Wochen lang bekommt es reine Milch; hernach fährt man fort bis zur siebenten Woche nach und nach immer etwas mehr lauliches Wasser dazu zu gießen. Dann giebt man ihm Molken, und nach 3 Monaten schon Nachkorn, Oelfuchsen und dergleichen. Nach 4 Monaten füttert man gutes Heu und Hafergarben, und tränkt es mit Molken. Im zweyten Jahre fängt die Fütterung mit Gras oder Klee an. Wenn man dem Kalbe 4 Wochen nach seiner Geburt nicht mehr viel Milch geben, so kann man ein Getränk von Brod, Wasser und etwas Milch durch einander gemischt und gekocht füttern.

Die Güte dieser Methode zeigt sich in ihren Folgen. Das Kalb saugt keine Haare mehr ein, und ängstigt sich nicht bey der Entwöhnung; ferner wird auch die Milch rein aus dem Euter gezogen, und dann wird vorzüglich auf diese Art das Kalb größer und stärker.

Männliche Kinder, die weder als Zuchtstiere gebraucht, noch als Kälber geschlachtet werden sollen, pflegt man entweder gleich in den ersten Wochen, oder besser im zweyten Jahre zu verschneiden. Wartet man länger, so verwildern sie theils, oder wachsen auch nicht so gut. Verschnittne männliche Kinder werden eigentlich Ochsen genannt. Weibliche Kinder heißen nach dem ersten Jahre Färsen. Nach dem vierten Jahre erhalten die Hörner der Kühe an der Wurzel einen Ring, und dies erfolgt jedes Jahr; daher man auch hier nach das Alter bestimmen könnte, wenn nicht Ausnahmen statt fänden.

Die Nahrung des Kindviehes besteht bekanntlich bloß in Vegetabilien *). Man bedient sich jetzt zweyerley Methoden der Fütterung. Die eine ist die, wo neben dem Austreiben auf Weiden das Vieh auch noch im Stalle Futter bekommt; die andere schränkt sich bloß auf Fütterung im Stalle ein, und heißt daher auch Stallfütterung. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß in einigen Gegenden, besonders in waldichten, und wo nicht hinlängliche Wiesen und Aecker zur Gewinnung des Futters vorhanden sind, die erstere Art bequem beygehalten werden kann, besonders wenn das Weiden in dem Walde mit der nöthigen Vorsicht geschieht; allein überhaupt genommen hat die Stallfütterung entschiedene Vortheile. Denn durch das Weiden auf nuzbaren Wiesen wird viel Futter vertreten, und wenn die Wiese näßig ist, wird auch der Boden verdorben; ferner, wenn eine solche Wiese einmal abgeweidet ist, bringt sie das Jahr kein gutes, nahrhaftes Futter wieder. Die Kuh selbst, die oft einen weiten Weg nach der Weide machen muß, ermüdet, und verliert die Milch; auch geht der Dünger, der doch ein so unentbehrliches Hülfsmittel zur Oekonomie ist, fast gänzlich verloren. Außer dem ist das Austreiben des Kindviehes auf die Weide eine der gewöhnlichsten Ursachen von macherley Seuchen und gefährlichen Zufällen. Bereifte, beregnete und bethaute Kräuter sind dem Vieh höchst schädlich. Hierzu kommt noch, daß das Vieh den plötzlichen Veränderungen in der Witterung, Kälte, Hitze, Regen, und brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt ist, und davon leiden muß. Alle diese Uebel werden bey der Stallfütterung vermieden; doch muß auch diese mit gehöriger Vorsicht betrieben werden.

Die Ställe müssen geräumig genug seyn. Jede Kuh muß wenigstens zwey Ellen breit Raum inne haben. Die Höhe der Ställe kann verschieden seyn, je nachdem der Dünger längere oder kürzere Zeit liegen bleibt. Wo er nur einige Tage sich sammelt, ist die nöthige Höhe 8 Fuß. Der Boden muß gepflastert und abhängig seyn, damit die nützliche Sauche zu dem Düngerhaufen fließen kann. Um dem Vieh frische Luft beständig zuzuführen, müssen hinlängliche Oeffnungen, und wo möglich, auch Dunströhren angebracht werden. Für Streue muß man fleißig sorgen, damit das Vieh ein trocknes und reinliches Lager habe. — Das Kind verlangt eben so sorgfältige Pflege, wie das Pferd, und gedeihet desto besser, wenn es gehörig abgewartet wird. Es befindet sich sehr wohl, wenn es bisweilen gestriegelt und gewaschen, oder geschwemmt wird. Auch muß man den Schwanz, die Lenden und die Klauen bisweilen reinigen. Wenn die Kühe nicht auf die Weide getrieben werden, so ist's nöthig, das man sie in dem Hofe herumgehen lasse, damit sie nicht steif werden. Federvieh taugt nicht im Kuhstalle. Die Federn, welche unter das Futter kommen, und von den Kühen mit gefressen werden, können ihnen gefährliche Zufälle, ja den Tod zuziehen.

*) Doch läßt es sich auch an Nahrung aus dem Thierreiche gewöhnen. Hoch im Norden füttert man das Kindvieh mit gedörrten Fischen den größten Theil des Jahres hindurch. Pferde sollen ebenfalls dazu gebracht werden können, Fleisch u. dergl. anzunehmen.

Bey der Fütterung selbst muß dahin gesehen werden, daß das Gras, der Klee, oder die Esparsette nicht zur Unzeit abgemähet, auch dem Vieh nicht zuviel davon vorgeworfen werde. Im Frühjahr und Herbst muß man nicht plötzlich von trockner zu grüner, und umgekehrt, von grüner zu trockner Fütterung übergehen, sondern den Uebergang durch Vermischung von beyden allmählich machen. Grünes Futter giebt man täglich lieber fünfmal und wechselt ab, wenn die eine Art zum Ekel wird. Der rothe oder spanische Klee ist das gemeinste Futter, dessen man sich bey der Stallfütterung bedient. Der Anbau dieses nützlichen Gewächses hat in der neuern Zeit ungemein viel zum Wohlstande der Viehzucht und des Ackerbaues beygetragen. Dreißig Morgen Landes, mit Klee besäet, ernähren 25 Kühe, und nach sichern Erfahrungen sollen diese 30 Morgen Landes, auf solche Art benützt, mehr einbringen, als 90 Morgen mit Getreide bestellt. — Bey der Winterfütterung muß, wenn die Kuh viel und gute Milch geben soll, noch mehr abgewechselt werden, als im Sommer. Man giebt ihnen täglich 4mal abwechselnd getrockneten Klee, Heu, Grummet, Hafer oder Gerstenstroh und dergleichen; auch Rüben, Kohlblätter, Kartoffeln und allerley Ubergang. Dabey muß die Kuh viel frisches Wasser bekommen. Salz mit Kleye vermischt, dient gleichsam als Arzney, und kann zu allen Zeiten gegeben werden.

Die Ochsen füttert man, wenn sie nichts thun, bloß mit Heu und Stroh zu gleichen Theilen; müssen sie aber ziehen, so muß man ihnen mehr Heu und auch zur Stärkung etwas Hafer geben.

Diese nützlichen Thiere sind mancherley Krankheiten und gefährlichen Zufällen unterworfen. Das fürchterlichste Uebel für das Rindvieh ist die unter dem Namen Hornviehseuche bekannte pestartige Krankheit, welche vornämlich seit 1711 in Deutschland wüthet. Man nimmt lange anhaltende Dürre, bestäubtes oder durch ungesunde Nebel z. verdorbenes Futter, das Trinken aus Morästen und Pfützen und dergleichen, als Ursachen davon an. Es entsteht nämlich dadurch eine Stockung und Fäulniß der Säfte im Körper des Thieres, und diese verursacht Entzündungen. Das Thier fängt an traurig zu werden, der Appetit zu verlieren, und bald Hitze bald Frost zu empfinden. Aus Maul und Nase fließt ein dünner Schleim, und die Augen schwellen auf, das Athemholen wird beschwerlich, und geht endlich in ein Keuchen über. Wenn sich diese Umstände zeigen, so ist der Tod nicht mehr fern. Wenige Kinder überstehen diese fürchterliche Krankheit. Diejenigen, welche wirklich davon kommen, werden auch nie wieder davon angefallen. Man ist eben daher auf den Gedanken gekommen, dem Rindvieh die Seuche so einzupfropfen, wie Kindern die Pocken, und es soll auch schon geschehen und geglückt seyn. Das beste, was man thun kann, ist, daß man sein Vieh davor zu bewahren sucht. Dies geschieht bey der Stallfütterung sehr leicht, denn hier kommt es erstlich nicht in Gefahr, ungesunde Nahrung zu genießen; zweytens wird es dadurch am sichersten vor Ansteckung gesichert. Sind in der Nähe die Kühe mit dem Uebel behaftet, so verhindert man alle Kommunikation, und räuchert täglich zu verschiedenen malen den Stall mit Essig aus, den man auf eine erhitzte eiserne Platte, auf

eine Schippe oder dergleichen gießt. Auch Wacholderbeeren verbessern die Luft. Salz ins Futter gethan und zu dem Getränk etwas Vitriolspirituss oder scharfen Essig gegossen, sind innerliche Vorbeugungsmittel. Außerdem hilft Reinlichkeit sehr viel. — Ist ein Stück Kindvieh mit der Seuche behaftet, so kann man als Rettungsmittel saure Äpfel oder den Extrakt davon versuchen. Auch ist es gut, dem Thiere das Maul mit Salz und Essig auszuwaschen. Vieh, welches an der Seuche stirbt, muß tief vergraben und mit Kalk bedeckt werden, damit die Ausdünstungen die Luft nicht verpesten.

Weniger gefährlich sind die sogenannten Pestblattern. Nach großer Hitze und Dürre zeigt sich nämlich eine Art von Geschwüre, von der Größe einer Haselnuß, am After an der Zunge, oder zwischen dem Huf. Diese Blatter ist zwar nicht ansteckend, wird aber doch auch gefährlich und tödtlich. Salz in Wasser aufgelöst und die kranke Stelle damit bestrichen, hilft dagegen.

Das Blutharnen ist ein bekanntes Uebel bey dem Kindvieh. Abergläubische Leute schreiben es der Hegerrey zu. Es entsteht gewöhnlich von dem Blumenstaube der Fichten, der im Frühjahr auf das Gras fällt; oder auch vom Genuß des Hahnenfußes, wenn dessen zu viel auf der Weide steht. Durch Schweinfett, das man dem Vieh eingiebt, kann das Uebel vertrieben werden.

Die sogenannten Franzosen des Kindviehes, welche man sonst für eine ekelhafte Krankheit hielt, entstehen auf die nämliche Weise, wie die Finnen im Schweinefleische *), und sind folglich eben so unschädlich.

Bisweilen geben übrigens gesunde Kühe plötzlich blaue oder blutige Milch, welche ebenfalls von Unwissenden der Hegerrey zugeschrieben wird. Die Ursache ist aber bloß in gewissen Kräutern zu suchen, welche das Vieh gefressen hat, z. B. der kleine Sauerampfer, giftige Hahnenfuß etc.; doch kann auch unordentliche Fütterung Schuld seyn. Das Uebel wird daher auch durch abwechselnde gute Nahrungsmittel gleich gehoben.

Als an vielen Orten die Kleefütterung eingeführt wurde, und man noch nicht aus Erfahrung wußte, daß dabey gewisse Vorsichtsregeln beobachtet werden mußten, sah man öfters das Kindvieh wie eine Trommel davon aufschwellen und sterben. Man fand bald, daß nasser oder bethauter Klee, wie auch andere Kräuter, und insonderheit übermäßiger Genuß derselben die Ursache war. Wenn das Uebel noch nicht einen hohen Grad erreicht hat, so hilft $\frac{1}{4}$ Pfund

*) Die Finnen bey den Schweinen und die Franzosen bey dem Kindvieh sind die Wassergellen eines kleinen Blasenbandwurms (Taenia Linn.). Sie machen das Fleisch nicht im mindesten unbrauchbar.

Leinöl mit einem Köpfel laulichter Milch vermischt und eingegeben. Ist aber die Geschwulst schon sehr hoch gestiegen, so müssen die Weichen geöffnet werden.

Andre weniger gefährliche Krankheiten des Kindviehes übergehen wir hier, und bemerken nur noch, daß auch das Kindvieh von einigen Insekten z. B. von der Ochsenbremse (*Oestrus bovis*) und von der sogenannten Viehfliege (*Musca nemorum* *) sehr geplagt wird. Durch erstere entstehen die Dasselbeulen. Letztere muß dem Thiere einen höchst empfindlichen Schmerz verursachen, denn es wird fast wüthend, und läßt vor Angst den Harn fahren, wenn es von dem Insekte verfolgt wird.

Der Nutzen des Kindviehes für den Menschen ist sehr groß. Der Ochse dient zum Ziehen. Er geht zwar langsam; arbeitet aber gut und braucht nicht so kostbares Futter wie das Pferd. Auch ist er darum noch dem Pferde in dieser Hinsicht vorzuziehen, weil man ihn, wenn er ausgedient hat, mästen und schlachten kann. Im Morgenlande brauchte man Ochsen schon in den frühesten Zeiten zum Ausdreschen des Getreides, und noch heutiges Tages bedient man sich seiner zu eben diesem Zwecke, so wie zum Reiten und Tragen in einigen Gegenden Asiens und Afrikas. Auch die Kühe pflegen Einige anzuspinnen und zum Ziehen zu gebrauchen. Diese bringen jedoch weit mehr Nutzen durch die Milch. Eine gute Kuh giebt in unsern Gegenden täglich 10 bis 12 Maß Milch.

Das Fleisch des Kindviehes ist ein vortreffliches Nahrungsmittel. Man genießt es frisch, gesalzen und geräuchert, und auf mancherley Weise zubereitet. Es gehört zu den nahrhaftesten und gesündesten Fleischarten. Fett und Mark geben die kräftigsten Brühen.

Die Haut gehört zu den vornehmsten Artikeln dieser Art. Aus den Kalb- und Ochsen- und Kuhfellen werden eine Menge verschiedener Lederarten von Roth- und Weißgerbern bereitet, und zu mancherley Kleidungsstücken und andern Sachen verarbeitet. Das Haar der Felle wird zum Ausstopfen der Polster gebraucht; auch wird es unter den Kalk gemischt. Aus dem Abgange von den Fellen, Sehnen und dergleichen wird der Tischlerleim gekocht. Die Hörner, besonders von den Ochsen oder verschnittenen Stieren, verarbeiten der Drechsler, die Kammacher und andere Hornarbeiter zu mancherley nützlichen Geräthschaften. Auch die großen Knochen dienen zur Verfertigung ähnlicher Arbeiten. Die Abgänge vom Horn oder die Hornspäne, ingleichen viele andere Abgänge geben einen vortrefflichen Dünger.

*) So wird sie von Hrn. Schröter und Bechstein genannt. Allein Hr. Göze und Meyer sprechen die *musca nemorum* (Wisselmücke oder Viehfliege) von dem Verdacht frey, daß sie das Kindvieh plage. Nach ihren Erfahrungen ist es vielmehr eine Art Rüsselbräme (*rhingia Fabricii*), von welcher das Vieh verfolgt wird. S. Voigts Magazin für das Neueste aus der Physik 2c. B. IX. St. 2. S. 73.

Das Blut wird in Zucker- und Salzsiedereyen, desgleichen in den Berlinerblausabriken und zu vielen andern Dingen gebraucht. Auch die Eingeweide, Galle, Blase, Gedärme u. s. w. sind zu benutzen. Vom Mastdarme zieht man in England ein feines Häutchen ab, und bereitet davon die Goldschlägerformen.

Höchst wichtig für den Acker- und Gartenbau ist die Nutzung des Düngers vom Rindvieh. Ohne denselben würden wir bey weitem den Nutzen aus unsern Feldern nicht ziehen, den sie uns jetzt gewähren. Außerdem brauchen ihn auch die Landleute noch als Umschläge bey Entzündungen und Brandschäden, und er thut bisweilen wirklich gute Dienste. Schwindsüchtigen Personen soll die Ausdünstung des Kuhmistes sehr heilsam seyn.

Der Bison.

(*Bos Bison americ.*)

Billig nennen wir diesen Bison den amerikanischen, zum Unterschiede von dem europäischen Bison. Ob er eine eigene Gattung sey, scheint noch immer nicht hinlänglich bewiesen. Einige Naturforscher halten ihn dafür. Es herrscht überhaupt in der Geschichte des Rindergeschlechts noch manche Verwirrung. Auerochs, Bonasus, europäischer Bison, amerikanischer Bison und Zebu werden von Vielen für lauter verschiedene Gattungen angesehen. Andere, und unter ihnen vorzüglich Buffon halten sie insgesammt nur für Spielarten.

Der Bison, sowohl in Europa als in Amerika, ist nach ihm keine von den Auerochsen verschiedene Gattung, ungeachtet des Unterschiedes, der sich bey beyden Thieren in Rücksicht auf äußere Bildung, Haar und dergleichen findet. Er meint, man habe alle diejenigen Ochsen, welche zwischen beyden Schultern eine Art von Buckel tragen, Bisonten genennet. Da es nun aber ausgemacht sey, daß beyde Ochsenarten sich mit einander vermehren, und daß bey der ersten Zucht, die davon fällt, der Buckel kleiner ist, und bey der zweyten und dritten ganz verschwindet, so sey der Buckel offenbar nur ein zufälliges und veränderliches Merkmal, und der Buckelochs oder Bison mache also mit unserm Ochsen und dessen Stammvater, dem Auerochsen, nur Eine Gattung aus. Was den Unterschied des Haares betrifft, welches bey den Bisonten am Halse, an den Schultern und an der Kehle außerordentlich lang ist, so sey er noch zufälliger, da man wisse, wie sehr Schaaf, Ziegen, Kaninchen u. s. w. nach Beschaffenheit des Klima und anderer Umstände das Haar verändern.

Vom amerikanischen Bison vermuthet nun Buffon, daß er von dem europäischen abstamme, weil er mit demselben fast alle Merkmale in der äußern Bildung gemein hat, und, wie er sagt, bloß kleiner ist *). — Den Kopf, den Hals und den ganzen Vordertheil des Leibes sieht man bey dem amerikanischen Bison bis über die Schultern hinaus mit einem freppartig krausen Haar bedeckt, welches sehr weich, elastisch und dicht ist, der Woll gleich, und eine braunschwarze Farbe hat. Auf dem Kopf sitzt es so reichlich, daß es eine Art von Krone oder vielmehr Mütze bildet, aus welcher die Hörner nur mit der Spitze hervorstehen. Unter der Kehle hängt es wie ein Bart herab, und über den Schultern liegt es so dick, daß das Thier bucklicht scheint. Der hintere Theil des Leibes ist mit einem kurzen glatten, sammtartigen Haar bedeckt, das ganz schwarz aussieht. An Größe schien das in Europa gezeigte Thier, von welchem hauptsächlich diese Beschreibung genommen ist, die größten friesländischen Stiere zu übertreffen, ob es gleich noch sehr jung war. In Nordamerika übertrifft der Bison alle Landthiere an Größe. Sein Ansehn ist furchtbar und wild. Die Hörner sind kurz, niedergesenkt und schwarz. Im Vordertheile hat er ansehnliche Stärke bey

Die sumpfigen Wälder von Nordamerika sind sein Aufenthalt. Man trifft ihn daselbst in unglaublicher Anzahl an, so daß oft auf einer Jagd 1000 bis 1500 getödtet werden sollen. Beym Anblick des Menschen nimmt der Bison die Flucht, und ein Jagdhund treibt eine ganze Schaar vor sich hin. Bis auf Schußweite kann man sich ihm nicht anders nähern, als gegen den Wind, weil er eine überaus feine Witterung hat. Ist ein Stier angeschossen, und die Wunde ist nicht tödtlich, so geht er wüthend auf den Jäger los, der dann auf seine Rettung bedacht seyn muß.

Der amerikanische Bison vermehrt sich mit dem dorthin gebrachten europäischen Rindvieh. Man darf aber nicht glauben, daß er erst durch Verwilderung von diesem abstamme, denn er wurde schon bey der Entdeckung von Amerika gefunden. Eben so wenig kann man seine Vermehrung mit unserm zahmen Rindvieh für einen gültigen Beweis ansehen, daß es nur eine Spielart von demselben sey, da auch der Büffel sich mit demselben vermehrt.

Das Fleisch dieses Thieres wird von Einigen für weit wohlschmeckender, als das von unserm zahmen Rindvieh gehalten. Andere hingegen geben es für schlechter aus. Ohne Zweifel macht Alter und Geschlecht einen großen Unterschied. — Das lange krause Haar am Vordertheile des Bison könnte vermuthlich zu mancherley Manufakturwaaren angewendet und verarbeitet werden. Die Häute sind eben so gut zu gebrauchen, wie von europäischen Rindvieh.

*) Andere sagen, der amerikanische Bison sey viel größer, als der europäische.

Der Zebu.

(*Bos indicus*.)

Auch dieser wird von Buffon nur für eine Spielart unsers Kindviehes gehalten. Herr Blumenbach hingegen zweifelt, daß er dieß sey. — Der Größe nach gleicht der Zebu ungefähr einem halbjährigen Kalbe. Die Farbe des sehr kurzen Haares ist weiß mit gelb und roth vermischt. Das Kreuz ist runder und völliger, als am gemeinen Rinde. Die Hörner sind ungefähr einen Fuß lang, von gewöhnlicher Farbe und nur an den Spitzen schwarz. Mitten am Halse hängt eine etwa 3 bis 4 Zoll lange Wamme herab. Ueber der Schulter befindet sich ein fleischichter Höcker von etwa 6 Zoll senkrechter Höhe, der oben mit schwärzlichen, anderthalb Zoll langen Haaren bedeckt, und bey dem Stiere größer ist, als bey der Kuh.

Das ganze Ansehen des Zebu, seine Farbe und Gestalt (den Buckel ausgenommen) ist gar nicht übel. Das Thier zeigt sich nicht im mindesten scheu oder wild; wenigstens waren es die nicht, welche man in Europa sehen ließ. Es ist vielmehr gegen jedermann zutraulich, und leckt dem Menschen die Hand, wie ein Hund.

China und Ostindien sind das Vaterland des Zebu. Man bedient sich seiner daselbst auch zum Reiten. Obgleich das Klima, das die Natur ihm angewiesen hat, sehr heiß ist, so hält es sich dennoch in Europa. In England gab es, nach Colsons Bericht, eine Menge dieser Thiere in mehreren Menagerien. Sie pflanzten sich fort und vermehrten sich stark. Das Kalb saugt an der Mutter, wie ein gewöhnliches Kalb; aber die Milch derselben vertrocknet in unserm Klima sehr bald, und man muß, um die Jungen aufzubringen, Milch von unsern Kühen dazu nehmen.

Das Fleisch des Zebu fand man in England, wo ein solches Thier geschlachtet wurde, nicht so gut, wie unser Ochsenfleisch.

In den Wüsten der nördlichen Afrika lebt ein Thier, welches man Lant oder Lempt nennt, und welches ebenfalls an Gestalt einem Ochsen gleicht, auch ungefähr die Größe des Zebu hat. Buffon vermuthet, daß es mit diesem eine Gattung ausmache. Es unterscheidet sich nur in der Farbe einigermaßen. Sein Lauf ist so schnell, daß man es mit einem gemeinen Pferde nicht einholen kann. Im Sommer aber fängt man das Thier leicht, weil es dann seine Klauen in dem heißen Sande abnutzt, und vor Schmerz mitten oft im Laufen still stehen muß.

Die Haut des Lants wird sehr geschätzt und theuer bezahlt. Das Fleisch, welches wenig süßlicher, als das gemeine Ochsenfleisch schmeckt, essen die Mohren sehr gern.

Der Büffel.

(*Bos bubalis.*)

Den Büffel kannten weder Griechen, noch Römer. Es findet sich daher auch weder in der griechischen noch lateinischen Sprache eine Benennung für dieses Thier. Ganz unrichtig es folglich, den Büffel mit *Linne* und andern *Bubalis* zu nennen. Unter dieser Benennung verstanden die Alten eine, wie *Büffon* meint, ganz besondere Thiergattung *), nämlich den *Bubalus*, der sich in Afrika aufhält. Besser ist also, den Büffel mit Herrn *Blumenbach* *Bos buffellus* zu nennen.

Er macht ganz unstreitig eine eigne Gattung aus, die folglich vom Aurochsen und den davon abstammenden zahmen Rinde sich sehr unterscheidet. Sein Kopf ist verhältnißmäßig klein. Was ihn aber vorzüglich unterscheidet, sind die Hörner. Diese sind vorn und hinten platt, am Ende zugespitzt, und drehen sich vorwärts. Der Größe und Stärke nach muß dem Büffel der Platz nach dem Elephanten, dem Nashorn und Flußpferde angewiesen werden. Er übertrifft nämlich an Größe den gemeinen Ochsen um Vieles **). Auch die Stärke und das Gewicht des Büffels ist weit beträchtlicher. Sein gewöhnliches Gewicht beträgt 1000 Pf., doch giebt es auch viel schwerere, und die Haut allein wiegt 100 Pfund.

*) Der *Bubalus* gehört eigentlich zu dem Geschlechte der Antilopen (*antelope bubalus*) und findet sich weiter unten unter diesen Thieren.

**) In dem zweyten Bande der neuesten nordischen Beyträge 2c. bemerkt *Pallas*, daß in den *Journale* des *D. Anderson*s Nachricht von einem neu entdeckten großen Indianischen Büffel *Arni* genannt, ertheilt werde. Dieses riesenmäßige Thier soll von der Erde bis auf den Rücken gegen 14 Fuß hoch seyn, und 3 bis 4000 Pfund wiegen. Die Farbe ist schwarz und nur zwischen den Hörnern haben sie einen kleinen Büschel von langen rothen Haaren. Man stiehet diese Thiere nur in dem obern gebirgichten Theile von Hindostan, wo sie gezähmt und zum Reiten gebraucht werden. Sie sollen eben diejenigen seyn, von welchen die ungeheuren Schädel mit den Gebeinen von Elephanten und Rhinocern vermischt, längs den Sibirischen Flüssen und an andern Orten der Erde gefunden werden. Hr. *P.* hat diese Schädel des ihm sonst unbekannten Thieres schon im J. 1768 beschrieben und abgebildet.

So gehörte denn also auch vermuthlich der versteinerte Ochsenkopf, den man im Jahre 1772 bey *Rouen* ausgrub (s. meine *Nat. G. Th. III. S. 10.*) dieser Thiergattung zu. Einen jungen *Arni* will man neuerlich unterhalb *Calcutta*, wo sie sonst nicht zu finden sind, getödtet haben. Er wog 1400 Pfund. Sein Schädel ist nach England gebracht worden.

ist fast schwarz, und nur sparsam mit borstenartigen Haaren besetzt. Uebrigens gleicht der Büffel dem gemeinen Ochsen sehr.

Er ist ein unbändiges und zorniges Thier. Beym Anblick der rothen Farbe soll er in fürchterliche Wuth gerathen. Wegen seiner Stärke und Wildheit kostet es Mühe ihn zu regieren. Man muß ihm, wie dem Bären, einen Ring durch die Nase stecken, und ihn daran lenken. Seine Kraft im Halse ist so groß, daß er einen Menschen auf einen einzigen Stoß zerquetscht. Man läßt ihn daher in Indien mit Löwen und Tigern kämpfen. Vor dem Feuer hat er eine große Furcht, und wird dadurch leicht in die Flucht gejagt. Alle seine Bewegungen und Manieren sind plump und ungeschickt. Nächst dem Schweine ist er das schmutzigste und unreinlichste Thier, das man kennt; wenigstens ist dieß bey den zahmen Büffeln der Fall, die sich gar nicht striegeln und reinigen lassen. Der Blick des Büffels ist scheudumm. Den Kopf trägt er niedergesenkt. Sein Gebrüll ist tiefer und viel stärker, als das vom gemeinen Ochsen.

Nach Hrn. Blumenbach's Vermuthung stammt der Büffel aus Tibet, von wo er sich in das übrige Asien und nach Afrika verbreitet haben soll. Buffon weist ihm überhaupt die heißesten Gegenden von Asien und Afrika zum Aufenthalte an. Sumpfige oder doch feuchte Gegenden scheinen seiner Natur angemessen zu seyn. Im siebenten Jahrhundert brachte man ihn nach Italien, und seit der Zeit wird er daselbst, so wie in Griechenland, in Ungarn u. als Hausthier gezogen. Auch in Deutschland, z. B. im Salzburgerischen, trifft man Büffel, die zahm gemacht zum Ziehen und zu andern Geschäften gebraucht werden. Der berühmte Brenkenhof ließ einmal 60 Stück Büffel beyderley Geschlechts aus der Türkei kommen, und versuchte sie im Brandenburgischen fortzupflanzen. Der Versuch gelang sehr gut. Sie vermehrten sich, und Brenkenhof verkaufte von den gemästeten das Stück zu 90 Rthlr.

Bev der Landwirthschaft sind diese Thiere ausnehmend gut zu gebrauchen. Sie ziehen viel mehr als gemeine Ochsen. Zwey Büffel ziehen dieselbe Last, welche sonst vier Pferde nur fortbringen. Hierzu kommt noch der Vortheil, daß sie mit dem schlechtesten Futter befriediget werden können. Erbsen = Bohnen = Hirsestroh und dergleichen fressen sie ohne Weigerung. In Toskana und im Kirchenstaate läßt man die Büffel frey auf dem Felde weiden. Will der Landmann ein Paar davon an den Wagen spannen, so schickt er einen großen starken Hund ab, die Büffel aufzusuchen. Der Hund faßt eins von diesen Thieren bey einem Ohr, und führt es so zum Herrn, worauf er umkehrt und den andern auch holt.

In Asien bediente man sich der Büffel längst schon als Hausthiere, melkte sie, und bereitete Butter und Käse von Büffelmilch. Auch in Europa ahmte man darin nach. Anfangs ist es besonders schwer die Büffelmilch zu melken: haben sie sich aber erst an den Menschen gewöhnt, so lassen sie es willig geschehen. Sie geben zwar nicht so viel Milch als ge-

meine Kühe, doch ist die übrige viel fetter, und giebt dreymal mehr Sahne. Die Butter aus dieser Milch bereitet, hat den Fehler, daß sie sich nicht lange hält; sie schmeckt aber gut, besonders wenn sie mit Sahne von gemeinen Kühen vermischt wird.

An dem Pfluge ist der Büffel nicht zu gebrauchen; desto besser aber zum Fortschleppen großer Lasten. — Sein Fleisch hat fast nach allen Zeugnissen einen widrigen Geruch und Geschmack, ist zähe, hart und von schwarzer Farbe. Nur ganz arme Leute genießen Blumenbach widerspricht hierin; denn nach ihm soll Büffelfleisch ungleich schmackhafter seyn, als gewöhnliches Rindfleisch.

Nützlicher ist am Büffel die Haut. Es gehen jährlich viele tausend solcher Häute von der Türkei nach Europa. Ihrer Festigkeit wegen werden sie zu Kollets für die Reiter, zu Degen- und Säbelgehäusen, Patronaschenriemen, Handschuhen, Jägertaschen und dergleichen verarbeitet. In Frankreich sind mehrere Manufakturen, in welchen Büffelhäute zubereitet werden. Man benutzt auch die Hörner zu Rosenkränzen, Tabaksdosen, Ringen und ähnlichen Sachen.

ie Bur
aber f

schle
ruch
ißen
nachh

äufe
Reiter
und d
iffelhä
Ring